

Ein Makel bleibt haften

Renato Cecchet

Der FC Zürich hat seinen Titel verteidigt und ist auch dieses Jahr wieder Schweizer Fussball-Meister. Der Stadtklub hat den Titel friburgerisch gesehen verdient, die Mannschaft von Lucien Favre begeistert mit frischem Angriffsfussball, es sind die jungen Spieler wie Demmick, Inler, Margairaz oder Kafasel, welche die Akzente setzen. So weit, so gut. Trotzdem wäre es einfacher gewesen, einen Kronrentner über den FC Basel als Meister zu verlassen. Die Bobbys waren vor allem in der zweiten Saisonhälfte das klar bessere Team, schlugen den direkten Konkurrenten FCZ in vier Begegnungen dreimal, sammelten mehr Punkte als die Zürcher – und sind wegen des Urteils im Fall «Muziwiler» trotzdem nur Zweiter. Das ist sportlich bitter, aber nicht die Schuld des FC Zürich. Aarau und St. Gallen haben beide je einen Spieler eingesetzt, den sie laut dem Urteil der Disziplinarkommission der Swiss Football League nicht hätten auf dem Matchblatt haben dürfen. Beide Teams mussten damit rechnen, bestraft zu werden. Dass Fortisniederlagen und Punkteabzüge angesprochen und damit die Meisterschaft entscheidend beeinflusst wurde, muss dem FC Basel sauer antun. Vor allem, weil früher in ähnlich gelagerten Fällen von der gleichen Instanz nur Geldstrafen verhängt oder eine Spielwiederholung angeordnet wurde. Zürich muss sich über einen Titel freuen, dem ein nicht wegzu diskutierender Makel anhaftet.

Opfer eigener Arroganz

Renato Cecchet

Qualifikationslegier Bern ist wie vor einem Jahr bereits in den Playoff-Viertelfinals gescheitert. Letzte Saison bedeutete Fribourg Endstation, jetzt warf Zug den Ligakönig mit 4:2-Siegen aus dem Wettbewerb.

Die Folgen des erneuten Scheiterns sind absehbar. Trainer John Van Brommer muss seinen Posten wohl räumen, etliche Ausländer – allen voran Simon Gervache – erhalten keinen Vertrag mehr. Neue Trainer und Spieler werden kommen – und die alten Probleme bleiben. Ein grosses Budget und der europäische Spitzenwert in Sachen Zuschauer – durchschnittlich 16172 Fans pro Spiel – garantieren auch in der Schweiz keinen Meistertitel. Auch wenn das die Berner Klubleitung Saison für Saison immer wieder herbeizureden versucht.

An genau dieser Arroganz werden Teams wie der SCB wieder scheitern. Das mussten auch die ZSC Lions nach dem Gewinn der Champions League erfahren. Von allein geht gar nichts. Während andere Teams nach der Qualifikation näher zusammenrücken, fallen die Berner in dieser Phase regelmäßig auseinander.

Als objektiver Zuschauer muss man sagen: Zum Glück. Denn so besteht die Chance, dass eine Mannschaft mit Herz zuletzt den Meistertitel in die Höhe schiebt. Fribourg und Zug haben es vorgebracht, wie es gehen könnte. Die Klotten Flyers, nächster Gegner der Innerschweizer, in den Halbfinals, tun gut daran, diese Tugenden zu übernehmen.

Spiegelbild der Nation

Renato Cecchet

Basel ist der logische Fussball-Schweizer-Meister 2007/2008. In der Finalserie am letzten Spieltag haben die Rotblauen dem hartnäckigsten Verfolger, den Berner Young Boys, auf dem Platz klar gezeigt, wer zur Zeit die beste Mannschaft stellt.

Weil Basel auch den Schweizer Cup gewann und somit das Double holte, sind Vergleiche mit dem deutschen Pendant Bayern München angebracht. Beide Teams verfügen über das weitaus höchste Budget, den besten abgestützten Kader und den besten Trainer in der Liga. Während die Bayern die Meisterschaft aber frühzeitig mit einem grossen Punktesprung entschieden, musste Basel bis am letzten Spieltag kämpfen. Dass YB den FCZ bis zum Schluss forderte, hat der Meisterschaft zwar die dringend notwendige Spannung gebracht, wirkt aber auch fragend auf.

Wie ist es möglich, dass ein auf dem Papier überlegenes Team wie Basel gegen deutlich schwächere Mannschaften wie Aarau oderamax Niederlagen einsteckt oder regelmäßig Punkte lässt? Christian Gross musste einseitig einsehen, dass auch der FCZ verletzungsbedingte Ausfälle von Schlüsselspielern wie Marco Streller oder Scott Chipperfield nicht einfach so wettmachen kann. Schlüsselfaktor: Die sogenannten «guten» Teams spielen vielfach nicht ihre Stärken aus, sondern passen sich den Schwächen der anderen an. Nur so ist es zu erklären, dass der von Personalabgängern arg gebeutelte FC Zürich am Schluss den 5. Schlussrang belegt. Und das zeigen auch die Auftritte der Schweizer Vertreter im Europacup und deren Spieler in der Nationalmannschaft. Den Klubs werden in Champions-League-Qualifikation oder Uefa-Cup schnell die Grenzen aufgezeigt. Eher erliden die Schweizer Vertreter immer noch eine patzliche Niederlage, als dass sie gegen eine höher eingeschätzte Mannschaft einen Überraschungslauf landen. Und Schweizer Spieler, die in ausländischen Ligen zu Leistungsträgern heranwachsen (Barnetta, Inler, Frei), zeigen im Nationalteam regelmäßig biederes Handwerk, weil sie nicht fähig oder bereit sind, ihre Stärken in Verantwortung umzusetzen. Eine typisch schweizerische Eigenschaft. Gar schnell geben wir uns mit einmal Erreichtem zufrieden und verpassen es, nach noch höheren Zielen zu streben.

Die Fussball-Super-League ist ein Spiegelbild dieser Lebenseinstellung – und so ein Spiegelbild der Nation.

VON RENATO CECCHET

Generation Gold

Spanien ist der verdiente U-21-Europameister. Und die Schweiz ist glänzender Zweiter. Das ist nicht Schönfärberei. Das Team von Pierluigi Tassi hat an den Europameisterschaften der höchsten Juniorenklasse in Dänemark eine Weltklasseleistung gezeigt. Es hat Fans und Medien in den letzten zwei Wochen in eine Begeisterung versetzt, die in Sachen Schweizer Fussball selten passiert.

Die Schweizer U21 hat Eigenschaften gezeigt, die wir von unserem Nationalteam nicht gewohnt sind. Sie hat die Gruppenphase und den Halbfinal gegen Tschechien dominiert. Sie hat den Spiel auf dem Rasen an sich gerissen, hat sieben Tore geschossen, bis zum Endspiel keinen Gegentreffer erhalten und musste sich erst im Final dem halt immer noch übermächtigen Gegner Spanien beugen.

Die U-21-Nationalmannschaft hat sich nicht nur in unsere Herzen geschickt. Sie hat sich europäisch, wenn nicht weltweit grossen Respekt verschafft. Und sie bringt durch ihren grossen Erfolg viel Arbeit für den Fussballverband, die Nationalliga und die Vereine mit sich. Nach der EM-Silbermedaille kann nicht einfach zur Tagesordnung übergegangen werden. Die Ausbidungsarbeit des SFV zeigt nach dem U-17-EM-Titel 2002 und dem WM-Final der U17 2009 weitere Früchte, die nicht einfach so verfaulen dürfen.

Thematisiert ist aus dem Schweizer A-Nationalteam nicht mehr wegzudenken. Für Admir Mehmedovic müsste nach den gezeigten Leistungen in Dänemark etwasmehr das Glück gehen. Spieler wie Granit Xhaka, Innocent Emeghara oder Fabian Lustenberger brauchen noch etwas Zeit, und aber ein Versprechen für die Zukunft. Torschütze Yann Sommer steht für die Zeit nach Diego Benaglio und Marco Wölfli bereit. Philippe Koch und Gerson Bernardi würden wir uns am liebsten die meiste blauen Lichtströmer wünschen. Und mit Jonathan Kostant und Timon Kluge stehen neben Steve von Bergen auch zwei hochkarätige Ersatzleute für die vielfach verletzten Philippe Senderos und Ashan Djourou zur Verfügung.

Der SFV müsste jetzt Mut zeigen und die EM-Kampagne für Polen und die Ukraine abschreiben. Stattdessen müsste die jetzige U21 gezielt für das Olympiaturnier 2012 in London gefördert werden, die dann auch den Stamm für WM-Kampagne 2014 in Brasilien stellen könnte. Die Nationalliga müsste den Spielplan der Super League entsprechend anpassen, die Vereine sollten die Spieler für die olympischen Sommerturniere freigeben. Die Realität wird wohl anders aussehen. Der Verband wird in Sachen EM-Qualifikation keinen Gesichtverhau riskieren wollen, Klubs wie Basel und Zürich, aber auch den ausländischen Vereinen der Schweizer Spieler wird Meisterschaft und Champions League – nicht zu Unrecht – wichtiger sein. So besteht die Gefahr, dass die tolle Leistung der U21 an der EM in Dänemark nicht als olympische Flamme, sondern einmal mehr nur als helvetischer Strohfussler in Erinnerung bleiben wird.

Lasst Freude herrschen

Renato Cecchet

Die Spannung ist gewichen und macht der Vorfreude Platz. Endlich wissen die Schweizer Nationalmannschaft und die Fans, wie im Juni nächsten Jahres die Gruppengegner an der Euro 2008 in der Schweiz und in Österreich heissen. Mit Tschechien, der aktuellen Nummer 6 der Fifa-Weltrangliste, der Türkei und Portugal hat Gastgeber Schweiz eine wie erwartet schwierige, aber nicht unlösliche Aufgabe zupolstert erhalten. Sportlich wird über die Gruppeneinteilung in den nächsten Tagen sicher noch viel gesprochen und geschrieben. Prognosen und Spekulationen sind mündig.

Wichtig ist das Hier und Jetzt. Die Schweiz richtet seit 1954 erstmals wieder einen solchen Grossanlass, wie es die Fussball-Europameisterschaften sind, aus. Bereits jetzt gilt es darum, sich nicht nur bei den Organisatoren, sondern in allen Beteiligtengeschichten auf diesen Mega-Event einzustellen. Erste Gewinner nach dem gestrigen «Final Draw» sind die Austragungsorte: Basel fällt das Privileg zu, alle Gruppenspiele der Schweizer Nati anzurichten zu dürfen. Gené kriegt die restlichen Spiele der Gruppe A. In Zürich und Bern gastiert die sogenannte Hammergruppe C mit Weltmeister Italien, Frankreich, Holland und Rumänien. Die Azurrati tragen alle drei Spiele im Letztgrund aus – was für ein Fest! Mit der Türkei, Portugal, Italien, Frankreich, aber auch mit Holland, Tschechien und Rumänien werden der Schweiz nicht nur tolle Spiele garantiert, sondern – und das ist vielleicht noch wichtiger – auch heisse Stimmung in den Stadien, auf den Parkplätzen, in den Strassen. So gesehen hat die Schweiz gleich zwei Hammerlöcher gezogen.

Und das gilt nun auszunützen. Bis jetzt war die Euro 08 noch weit weg, nun sollte die grosse Party beginnen. Unser Land muss sich jetzt schon als würdiger Gastgeber präsentieren. Wie? Nichts einfacher als das: Die Herzen öffnen, ein Lächeln aufsetzen und sich so richtig schweizerisch freuen! Sebilo!

KOMMENTAR

VON RENATO CECCHET

«Wow!»

Manchmal fehlen einem einfach die Worte. Nach der Goldkür von Sarah Meier am Samstag bei den EM in Bern konnte ich nur «Wow!» sagen. Das ist mir schon bei einigen Sternstunden von Schweizer Sportlern passiert. Der erste Grand-Slam-Sieg von Martina Hingis in Melbourne 1997, Simon Ammanns Doppelpolympiasieg 2002, Roger Federers erster Triumph 2003 in Wimbledon, Stéphane Lambiel's erster WM-Titel oder zuletzt Didier Defago's Abfahrtsgold in Whistler – es sind diese Momente, die einem sprachlos aber auch glücklich machen.

Sarah Meier, die Bälcher Eizprinzessin, hat einmal mehr bewiesen, wozu Schweizer Eizsportler fähig sind. Im Fussball oder Eishockey reicht es der Schweiz meist nur zu Ehrenmeldungen. Es sind die Federer, Ammann, Conzelmann, Kerschbamer, Cologna, Köhler, Spitz, die Skifahrer und Snowboarder, die sportliche Schlagzeilen für unser Land schreiben. Gar gern lassen wir sie dann hoch leben, obwohl wir wenig bis gar nichts zu diesem Triumph beigetragen haben. Denn Sportlerinnen und Sportler, aber auch Filmmacher, Musiker oder Künstler gemessen in der Schweiz bei Wetten nicht die finanzielle Unterstützung oder den gesellschaftlichen Stellenwert wie in anderen Ländern, zum Beispiel in Skandinavien oder auch in Deutschland.

Umso höher ist die Leistung von Sarah Meier einzustufen. Gar schnell haben wir Journalisten, aber auch Teile Öffentlichkeit die Bälchererin nach ihrer Verletzungserie frühzeitig abgeschrieben, haben typisch schweizerisch gegargwöhlet, sie könne sich nach der langen Wettkampfpause bei der EM in Bern doch nur blamieren. Sarah Meier war sich diesen Kritikern bewusst, hat sich nicht von ihrem Weg abbringen lassen, sie hat an sich geglaubt – und es allen gezeigt. Diese Einstellung verdient unter aller Respekt, dass sich die Unterländer Vorzeigesporthlerin ihr Karriereende buchstäblich vergoldet hat, ist ihr von Herzen zu gönnen. Auch wenn sie uns nach ihrem Rücktritt – zumindest sportlich – keine sprachlosen Momente mehr bescheren wird.

«The Greatest»

Renato Cecchet

«I am the Greatest – Ich bin der Grösste.» Das Zitat von Soullegende Muhammad Ali gilt seit gestern Sonntag definitiv auch für Roger Federer. Der Baselbieter hat sich mit seinem Sieg beim French Open in Roland Garros endgültig in den Tennis-Olymp geplatzt. Federer gelang nach drei aufeinanderfolgenden Finalniederlagen in Paris endlich der «Karriere-Grand-Slam». Er hat jedes der vier Grand-Slam-Turniere (Melbourne, Paris, Wimbledon und Flushing Meadows) mindestens einmal gewonnen.

Das gelang bisher erst fünf Tennispielern vor ihm. In den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts dem Engländer Fred Perry und dem US-Amerikaner Donald Budge, in den 60er Jahren dem Australier Rod Laver und Roy Emerson. In der Neuzeit blieb es einzig Andre Agassi vorbehalten, alle vier Grand-Slam-Siege zu erringen. Bei den Frauen tauchen immerhin zehn Namen in allen vier Siegeslisten auf. Der Deutschen Steffi Graf gelang 1988 gar der «Golden Slam». Sie gewann in diesem Jahr die vier grossen Turniere und holte auch noch den Olympiasieg in Seoul.

Diese Aufzählung zeigt, was Roger Federer's Sieg in Paris für einen Stellenwert hat. Und es ist für einen Tennisspieler bei der aktuell herrschenden Leistungsdeiche um ein Vielfaches schwieriger, dieses Ziel überhaupt noch zu erreichen.

Roger Federer hat mit diesem Sieg auch all seine Kritiker verstummen lassen. Nach dem Verlust der Welt Nummer 1 haben ihn viele allzu früh abgeschrieben. Federer selber liess sich in seiner bekannt sachlichen Art nie aus der Ruhe bringen und ging wie immer seinen Weg. Der Erfolg gibt ihm nach wie vor Recht.

Nach Claude Anez 1892 ist Federer erst der zweite Schweizer, der in Paris gewinnen konnte. Er hat jetzt 14 Grand-Slam-Titel errungen, gleich viel wie sein grosses Vorbild Pete Sampras, der in Paris aber nie erfolgreich war. Unschweizerisch unabweiden kann prophezeit werden, dass Federer sein Idol bald übertrumpfen wird. In ein paar Wochen in Wimbledon, beim US-Open oder dann im nächsten Jahr. Und dann wird Roger Federer nicht nur der beste Tennisspieler sein, sondern – um Muhammad Ali erneut zu zitieren – der grösste Sportler aller Zeiten.